

Malerei, die unter die Haut geht

Kunst im Hafen von Kleinhüningen Lassen sich menschliche Gefühle abbilden? Tatjana Gerhard gibt im Ausstellungsraum Mayday eine mögliche Antwort mit einer Bildsprache, die sie fragmentiert und abstrahiert.

Simon Baur

Mayday ist ein Ausstellungsraum, der seit rund einem Jahr existiert und sich im hintersten Hafengebiet von Kleinhüningen befindet. Mehrmals jährlich finden dort Ausstellungen mit regional und national bekannten Künstlerinnen und Künstlern statt. Der Raum wurde früher von den Hafendarstellern als Umkleidekabine genutzt und weist dadurch einen rötlichen Klinkerboden und gekachelte Wände auf, da der Raum sporadisch mit Wasser und dem Schrubber gereinigt wurde.

Tatjana Gerhard, in Zürich aufgewachsen und seit Jahren in Belgien lebend, hat für den Ausstellungsraum eine spezifische Installation bestehend aus eigenen Bildern und einer Wandmalerei geschaffen. Sie nimmt die Struktur des Klinkerbodens auf und erweitert ihn malerisch auf die weissen Wände des Raumes. Dieser «Schutzwall», so der Titel ihrer Ausstellung, weist allerdings Öffnungen und Löcher auf, ähnlich den Fenstern im Raum, die Ausblicke auf das nahe gelegene Hafenbecken und die Bahnlinie erlauben. Auf diesen gemalten Mauerfragmenten ver-



Tatjana Gerhard, Schutzwall, 2022, Ausstellungsansicht Mayday Basel. Foto: Moritz Schermbach

teilt sie ihre Bilder, die ihrerseits aus Bruchstücken und Fragmenten bestehen.

Empfangen werden die Besucher von einer Frau ganz in Rot, die einen Stock in der einen Hand hält, während ihr anderer Arm auf einer Kiste ruht und ihre Augen hinter einer Gesichtsmaske hervorschauen. Wer sie ist und welches ihre Absichten sind, bleibt unklar. Allerdings erweist sich die rote Fläche bei genauerem Hin-

schauen als variantenreich, wirkt detailliert und filigran, als befände sich die Figur in einer langsamen, fließenden Bewegung.

Das motivisch fragmentarische findet sich auch im Bild «Verhängnis», das einen Körper zeigt, der sich knapp über Wasser hält. Doch ist das ein Mensch? Ist sein Bein nicht eher ein Arm, und was will sein schemenhaftes Gesicht mitteilen? Das in nuanciertem Blau gemalte Wasser erinnert an

eine Wolkendecke oder an gefrorenes Wasser, das den Körper vor dem Untergehen bewahrt.

Diffuse Bereiche der Seele

Durch diese Ambivalenz von Zeigen und Verbergen gelingt es Tatjana Gerhards Bildern, in seelische Bereiche vorzustossen, die wir nicht gern offenlegen und sie mit dem Unbewussten in Verbindung bringen. Die Künstlerin kennt diese diffusen Bereiche der Seele sehr

genau, sonst würde sie sich ihnen kaum widmen. Doch einfache Lösungen bietet sie nicht an. Da kommt uns höchstens ihre Wandmalerei zu Hilfe. Sie funktioniert als befreiender Deus ex Machina und als Gegenpol zum Dämonischen, das sich im Bild «Dancing with the Devil», eines der Schlüsselwerke dieser Ausstellung, zeigt.

Es sind die Lücken in den Wandfragmenten, die uns einen möglichen Weg weisen. Sie fordern uns auf, aus Strukturen auszubrechen und unbekannte Ausblicke als neue Perspektiven zu erkennen. Man kann diese Aufforderung an den Bildern von Tatjana Gerhard studieren, aber auch auf das eigene Seelenleben anwenden, indem man sich auf das Unbekannte einlässt und in drohenden Gefahren ein Potenzial erkennt. So wird die rote Frau zur Magierin, der Ertrinkende zum Schwimmer und der Teufel zum harmlosen Ziegenbock. Und über allem thront eine Malerei, die sich tief in das Seelische hineinarbeitet und die mehr will, als nur banale Geschichten zu erzählen.

Tatjana Gerhard, «Schutzwall». Mayday, Hafenstrasse 25, Basel. Bis 30.10., jeweils sonntags von 14–18 Uhr geöffnet.

Was zum Teufel war mit diesem «Tatort» los?

TV-Kritik Exorzismus in Wien – da kommt selbst das herrliche Duo Fellner und Eisner an seine Grenzen.

Bilder fallen von der Wand, Geschirr klappert, das Leitungswasser verfärbt sich blutrot. Beten, Schreie, Schrecken. Der Wiener «Tatort» beginnt als Horrorfilm. Und dann liegt ein toter Prälat auf einer Treppe beim Stephansdom.

Wieso nicht? Der Sonntagabendkrimi spielt ja ab und zu gern mit filmischen Vorbildern, die Teufelsaustreibung ist spätestens seit dem Riesenerfolg des Hollywoodschockers «The Exorcist» von 1973 ein beliebtes Genre. Und unter dem etwas nüchteren Namen «Befreiungsdienst» beschäftigt sich die Kirche offenbar immer noch mit dem Satan und den Dämonen.

Der Krimi ist bis zur Lächerlichkeit überladen.

Jetzt müssen Bibi und Moritz ran. Wobei der Oberstleutnant Eisner (Harald Krassnitzer) natürlich den skeptischen Part zu spielen hat, dem nur das Weltliche als Massstab dient. Wohingegen die Kommissarin Fellner (Adele Neuhäuser) – sie ist Major – dem Glauben ans Übersinnliche nicht abgeneigt zu sein scheint. Schliesslich hat sie auch schon entsprechende Erfahrungen gemacht, die Horroranfangssequenz zeigte, wie sich später herausstellt, sie als Kind.

Also, auf in den Kampf gegen den Teufel, oder wenigstens gegen diejenigen, die in seinem Namen Angst und Schrecken verbreiten wollen. Aber was ist in Thomas Roth gefahren, der als Regisseur und Drehbuchautor diesen «Tatort» namens «Das Tor zur Hölle» verantwortet? Sein Krimi ist bis zur Lächerlichkeit überladen.

Exorzismusgeschichte ist aus dem Ruder gelaufen

Dabei ist der Sohn des Schriftstellers Gerhard Roth eigentlich ein routinierter Filmemacher, mit «Falco – Verdammte, wir leben noch!» hatte er einst einen Kinohit, und TV-Krimis inszenierte er unzählige. Diese Exorzismusgeschichte jedoch ist ihm vollkommen aus dem Ruder gelaufen, immer wieder neue Fährten, weitere Themen, Hexenverbrennung, klassische Zitate von Goethe und Dante, Zeitrafferwolken. Dazu eine Auflösung, die alles andere als befriedigend ist.

Das war nix, würde es in Wien heissen. Bleibt das Ermittlerduo, das auch in den schlechteren Österreich-Krimis stets überzeugt. So viel Schmach wie sonst gibt es diesmal nicht. Schön aber, wie Frau Feller nachdenkt, ob man «exorziert» sagt (ja). Und lustig, wie Herr Eisner den verdächtigen Psychiater mit Doktor Seltsam anspricht, um dann zu korrigieren: Doktor Sittsam.

Selbstverständlich gibt es im Film Drehbuchwortspiele mit dem Teufel, in Teufels Küche kommen, und so weiter. Darum sagen wir hier: Gott sei Dank ist das alles dann auch mal vorbei.

Matthias Lerf

Augenzeuge Kurt Wyss

Jean Tinguely, der Motorenmann

Alles, was er in Bewegung versetzen konnte, gefiel ihm. Der Basler Künstler wurde mit seinen Maschinenkonstruktionen weltberühmt. Wir zeigen ihn in seiner Küche.

Zusammen mit dem ehemaligen Feuilleton-Chef der «Basler Zeitung», Reinhardt Stumm, war Kurt Wyss Anfang Mai 1985 zu Gast bei Jean Tinguely in dessen Haus im freiburgischen Neyruz. Stumm arbeitete an seinem Buch über den grossen Basler Künstler – der zwar in Freiburg geboren wurde, aber im Basler Gundeli-Quartier aufwuchs und hier seine Ausbildung machte.

Und Tinguely, in seinem obligaten Overall, betätigte sich dabei als Schaumschläger. Also als Rahmschläger, um ganz genau zu sein. Es braucht schon ein besonderes Vertrauensverhältnis, wenn ein hochgeachteter Künstler einem Fotografen Einblick in seine Küche gewährt. Denn sie zählt durchaus zu den intimen Räumen, dort, wo sich zeigt, wie ein Mensch lebt, wie er ist.

Doch Jean Tinguely (1925–1991) ging noch weiter. Er gewährte Kurt Wyss und Reinhardt Stumm auch Einblick in sein Schlafzimmer, wo unter anderem ein Rennwagen stand, der einst vom legendären Jim Clark chauffiert worden war. Wir zeigen hier trotzdem lieber das Bild mit Tinguely am Mixer, weil es so vielsagend ist. Der Mann, der seine Skulpturen meist mit Motoren aller Art zum Leben erweckte, im häuslichen Umgang mit solch einer motorbetriebenen Maschine.

Markus Wüest

